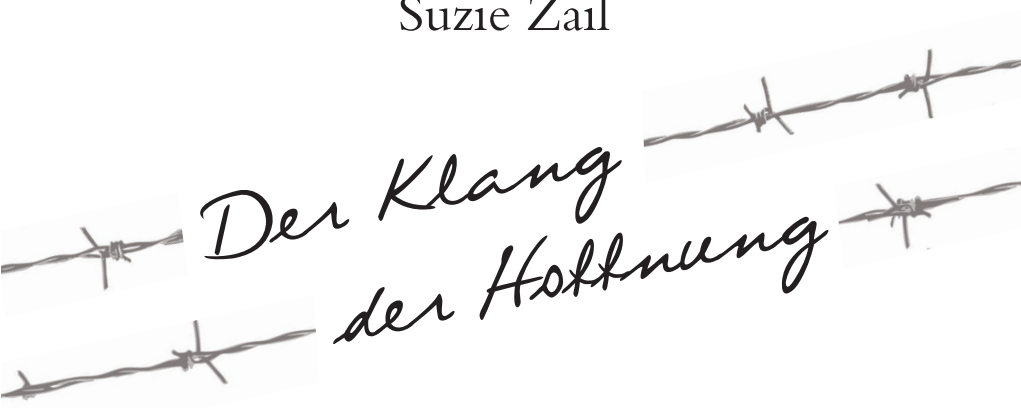


Suzie Zail  
Der Klang der Hoffnung



Suzie Zail

A decorative graphic of two strands of barbed wire with sharp points, running diagonally across the page from the top right towards the bottom left. The title is written in a cursive script over this graphic.

*Der Klang  
der Hoffnung*

Die Geschichte einer unmöglichen Liebe

Aus dem Englischen von  
Petra Koob-Pawis

**cbj**



Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2015

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe  
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House, München  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2012 Suzie Zail

Die englische Originalausgabe erschien 2014  
unter dem Titel: »The Wrong Boy«  
bei Walker Books Ltd, London  
Übersetzung: Petra Koob-Pawis

Umschlagtypografie: init | Kommunikationsdesign, Bad Oeynhausen  
unter Verwendung des Covermotivs von Candlewick Press,  
mit freundlicher Genehmigung

MP · Herstellung: UK

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-15990-3

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Für die Kinder,  
die nach links geschickt wurden.*



*Niemand wird geboren als jemand,*  
der andere wegen ihrer Hautfarbe, ihrer Herkunft  
oder ihrer Religion hasst. Die Menschen müssen  
lernen zu hassen, und wenn sie hassen lernen  
können, können sie auch lieben lernen,  
denn Liebe empfindet das menschliche Herz  
viel leichter als ihr Gegenteil.

*Nelson Mandela*







## Vorwort

»Der Klang der Hoffnung« ist ein Roman, kein Geschichtsbuch. Die Romanfiguren und die Handlung sind meiner Fantasie entsprungen und erheben keinen Anspruch darauf, historische Fakten wiederzugeben.

Nichtsdestoweniger bezieht der Roman sich in vielem auf reale Orte, Menschen und Ereignisse: Das Ghetto von Debrecen und die Serly-Ziegelei, die Viehwaggons, die im Sommer 1944 unschuldige Männer, Frauen und Kinder in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau brachten, das sie nicht mehr lebend verlassen sollten – das alles gab es wirklich. Dr. Mengele stand auf der Rampe und schickte die verschreckten Menschen nach links oder rechts – ins Arbeitslager oder in die Gaskammern. In Birkenau gab es Kommandanten, die genauso grausam und sadistisch waren wie meine Romanfigur Jäger, und ein Orchester, das am Haupttor Märsche spielen musste. Es gab dort junge Menschen wie Hanna, die Furchtbares durchmachen mussten, um zu überleben und sich und ihre Würde und Menschlichkeit zu retten.

Sechs Millionen Juden wurden im Holocaust ermordet, über eine Million von ihnen starben im polnischen Vernichtungslager Birkenau. Die Nazis glaubten, dass Juden einer minderwertigen Rasse angehören, und hielten sie für eine Bedrohung für die Gemeinschaft.

Ihr Hass richtete sich auch gegen Sinti und Roma, behinderte Menschen sowie diejenigen, deren politische und ideologische Einstellung und deren Verhalten sie als gefährlich einstufte – dazu zählten Kommunisten, Sozialisten, Jehovas Zeugen und Homosexuelle. Von den 1,1 Millionen Juden, die in Birkenau ermordet wurden, stammte fast die Hälfte aus Ungarn.

Ich erfuhr durch meinen Vater vom Holocaust. Er war dreizehn Jahre alt, als er in einen Viehwaggon mit Endstation Auschwitz verfrachtet wurde.

Mein Vater erzählte mir seine Geschichte erst, als ich erwachsen war und er selbst unheilbar erkrankt. Er hatte nur noch sechs Monate zu leben, also blieb uns nicht viel Zeit.

Er teilte seine Erfahrungen nicht früher mit mir, weil er dies für den besten Weg hielt, die Schrecken der Vergangenheit hinter sich zu lassen und ein neues Leben in Australien zu beginnen. Doch darüber zu sprechen, ist das beste Mittel, um zu verhindern, dass solche Gräueltaten je wieder geschehen.

Deshalb erzähle ich davon und schreibe darüber. Zuerst brachte ich die Geschichte meines Vaters zu Papier.

Später begann ich, andere Berichte zu lesen, Filme über den Holocaust anzusehen und in Geschichtsbüchern zu recherchieren. Danach schrieb ich »Der Klang der Hoffnung«.

Ich will nicht so tun, als wüsste ich, wie das Leben der Häftlinge in Birkenau wirklich war. Ich denke nicht, dass jemand, der es nicht am eigenen Leib erfahren hat, das jemals verstehen kann. Aber es ist wichtig, es dennoch zu versuchen.

Geschichtsbücher und Lebenserinnerungen oder eben Romane darüber zu lesen, über den Holocaust zu sprechen und zu schreiben ist der einzige Weg, um zu verhindern, dass die Geschichte sich wiederholt.





## Kapitel 1

*Sie kamen um Mitternacht*, zerrissen die Stille mit ihren Fäusten und hämmerten so lange gegen unsere Tür, bis Vater sie hereinließ. Ich schlich auf Zehenspitzen ans Bett meiner Schwester, schlug die Decke zurück und kroch hinein. Erika war schon wach.

»Ich hasse sie«, flüsterte ich. Mutter mochte es nicht, wenn wir dieses Wort benutzten, aber es half nichts: Ich hasste sie. Ich hasste ihre perfekt gebügelten Uniformen und die Art, wie sie sich an Vater vorbeidrängten und mit ihren dreckigen Stiefeln Spuren auf Mutters Perserteppich hinterließen. Ich hasste sie dafür, dass sie die Synagogentüren zugenanagelt und unsere Bücher verbrannt hatten. Aber am allermeisten hasste ich sie, weil sie mir das Gefühl gaben, ängstlich und klein zu sein.

Erika hielt den Finger an den Mund. Sie waren im Zimmer nebenan. Leise stand ich auf und spähte ins Wohnzimmer. Sie waren zu zweit: ein Kleiner und ein Großer. Beide waren hässlich. Ich hatte sie noch nie zuvor im Ghetto gesehen, aber andere mit ähnlichen Helmen und ähnlich schweren schwarzen Stiefeln.

Beim letzten Mal waren zwei dieser Männer hereingestürmt und hatten nach dem Radio gesucht. *Der Besitz von Radios ist Juden verboten*, hatten sie gesagt und dabei das Kabel aus der Wand gerissen.

Mein Vater entzündete eine Kerze. Mutter stand hinter ihm, sie hatte Pantoffeln an und trug das Haar noch hochgesteckt. Der kleinere der beiden Offiziere – ein junger Mann mit Pockennarben – durchwühlte die Schubladen, riss Silberlöffel und Serviettenringe aus den Samtetsuis und ließ sie in seiner Hosentasche verschwinden. Ich hörte nicht, was der Größere sagte, aber als er fertig war, griff Vater in die Tasche seines Morgenmantels und kramte die Wohnungsschlüssel hervor.

Der Offizier nahm die Schlüssel an sich und zog zwei Blatt Papier aus seinem Tornister. Eines davon drückte er Vater in die Hand, das andere las er laut vor.

»Mit Erlass von Montag, dem zwanzigsten Juni 1944 und auf Befehl der Königlichen Ungarischen Regierung werden alle Personen jüdischer Abstammung ...«

Der Erlass forderte, dass wir uns am nächsten Morgen um acht Uhr vor der Synagoge zu versammeln hatten. Jeder durfte nur eine Tasche mitnehmen und Nahrungsmittel für drei Tage.

»Ihr werdet umgesiedelt«, verkündete der Offizier.  
»Wir machen das Ghetto dicht.«

Er sagte weder, wohin es ging, noch wie wir dorthin gebracht werden würden. Ohne auch nur einmal Luft zu holen, las er die grausamen Worte vor, dann kramte

er ein weiteres Blatt aus der Tasche und richtete seine Taschenlampe darauf.

»Samuel Mendel.« Er blickte meinen Vater von oben herab an. »Meinen Angaben zufolge hast du zwei Töchter. Hol sie her.«

Erika wartete gar nicht erst ab, dass Vater nach ihr rief. Sie trat aus dem Schatten und ging zur Tür, mit bloßen Füßen und in ihrem leichten Nachthemd, so dass der Strahl der Taschenlampe sie erfasste.

»Erika Mendel?« Der Offizier ließ den Lichtstrahl über den dünnen Hemdstoff gleiten. Sein Gesicht war ausdruckslos, der Blick seiner Augen unerbittlich. Meine Schwester nickte.

»Hanna Mendel?«

Ich ging hinaus in den Flur. Der Offizier schubste mich zur Seite und betrat das Badezimmer. Ich sah zu, wie er die Schränke öffnete und die Schubladen leerte. Ich verstand das alles nicht. Wieso wollten sie uns von hier vertreiben? Das Ghetto war doch ihre eigene Idee gewesen. Sie selbst hatten es errichtet und uns auf engstem Raum hinter Mauern weggesperrt. Wir hatten alles getan, was sie von uns verlangten. Wir hatten gelbe Sterne auf unsere Wohnhäuser gemalt, die Ausgangssperre eingehalten, waren nicht Bus gefahren und hatten keine Telefone benutzt. Ich war keine Unruhestifterin, sondern eine Einser-Schülerin mit einem Stipendium für das Budapester Musikonservatorium. Ich war klug. Ich war talentiert.

Erika hatte mir zu erklären versucht, dass das keine Rolle spielt, aber ich wollte nicht hören, was sie mir erzählte. *Wenn sie dich anschauen, dann sehen sie nicht das Mädchen, das immer brav die Hausaufgaben macht*, hatte sie gesagt. *Es ist ihnen ganz egal, ob du schon um sechs in der Früh am Klavier sitzt und übst. Sie sehen keine Konzertpianistin, wenn sie dich anschauen, sondern eine Jüdin.*

Der Offizier hatte sich hinge kniet und unter meinem Bett nachgesehen. Den Mund ans Ohr meiner Schwester gepresst, fragte ich leise: »Wohin gehen wir?«

Erika blickte in Vaters angstverzerrtes Gesicht und dann zu Mutter, die neben ihm stand und die Hände rang.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie. »Aber wohin wir auch gehen, schlimmer als hier kann es nicht sein.«

Seit sechs Wochen wohnten wir nun im Ghetto. Nur ein paar Tage hatte es gedauert, um die Mauer zu errichten, die es umschloss und uns einsperrt. Erika hasste das Ghetto, die Ausgangssperre und die Torwachen. Sie hasste es, dass ihre Freunde sie nicht besuchen durften, ja nicht einmal anrufen konnten, weil die Telefone abgeschaltet worden waren. Sie vermisste die Kinobesuche und die Sacher-Torte im Café Gerbeaud, die bewundernden Blicke der jungen Männer und die Art, wie sie um ihre Gunst warben. Es war immer dasselbe, zuerst zogen sie die Uniform an und dann sprachen sie nicht mehr mit ihr. Erika hasste Hitler.

Ich hielt ihn eher für verrückt. Bevor unser Radio



konfisziert worden war, hatte ich ihn auf BBC über die Juden lästern hören. Wir wären eine Bedrohung für die Nation, hatte er behauptet, wir würden anderen die Arbeitsplätze wegnehmen, zu viel essen und Krankheiten verbreiten. Ich war mir sicher, dass ihn in Ungarn niemand ernst nehmen würde – aber dann fuhren die deutschen Panzer im März 1944 durch Budapest und die Regierung verabschiedete diese irrwitzigen Gesetze. Vaters Firma wurde geschlossen und sein Bankkonto gesperrt. Wir durften danach weder Zug fahren noch an die Universität gehen.

Mit meinen blauen Augen und blonden Haaren fiel ich den SS-Wachmännern, die in ihren schwarzen Stiefeln durch die Straßen patrouillierten, nicht sofort auf. Das änderte sich jedoch im April, als Mutter auf Befehl des Führers einen gelben Stern auf meine Kleider nähte; einen sechszackigen Davidstern, so groß wie meine Handfläche, auf dem das deutsche Wort *Jude* stand.

Ich hätte den Stern gerne mit ebenso viel Stolz getragen wie Erika. Unsere Familie war nicht besonders religiös, aber Erika war der Meinung, wenn sie schon als Jüdin gebrandmarkt wurde, dann würde sie ihr eigenes Markenzeichen daraus machen. Bei Zimmermanns Kurzwarenladen in der Utvar-Straße besorgte sie sich ein Stück leuchtend gelbe Seide, schneiderte sich ihre eigenen schimmernden Sterne und heftete sie stolz an ihre linke Brust. Ich dagegen versteckte meinen unter

Halstüchern, den Haaren oder dem Riemen meines Schulranzens.

Ich war nicht die Einzige in der Schule mit diesem Zeichen, daher fühlte ich mich nicht ganz so allein. Aber ich hasste den Stern. Er veränderte alles. Die Mädchen, mit denen ich zuvor in der Mittagspause zusammen gewesen war, meinten plötzlich, sie könnten es verstehen, wenn ich lieber mit meinen jüdischen Klassenkameraden essen wollte. Und meine beste Freundin lud mich nicht mehr zu sich nach Hause ein.

Wenigstens hatte ich noch Bach und Beethoven als Gesellschaft.

Die Offiziere waren in unser Wohnzimmer gegangen. Der Jüngere mit den ausgebeulten Hosentaschen hatte sich ans Klavier gesetzt und strich mit seinen schweißnassen Fingern über die Tasten. Er schlug das mittlere C an.

»Schönes Klavier. Ein August Förster«, sagte er und drehte sich zu seinem Kameraden um. »So eines habe ich schon immer gewollt.«

»Dann nimm's dir«, erwiderte der ältere Offizier. »Komm morgen mit einem Lastwagen her.«

Erika befreite sich aus meinem Griff. »Nein!«, flehte ich sie leise an und hielt sie am Arm fest. »Geh nicht rein. Du bringst uns nur in Schwierigkeiten. Er wird es uns niemals überlassen, und selbst wenn, kann ich es trotzdem nicht mitnehmen.«

Beim Klang von Mutters Stimme erstarrte Erika.

»Bitte, mein Herr.« Mutter ging auf den Offizier zu. Ihre Wangen waren tränenverschmiert. »Nicht das Klavier ...«

»Halt den Mund!« Der ältere der beiden richtete seine Taschenlampe auf Mutter. Sie wich ängstlich zurück. Dann wandte er sich an meinen Vater. »Die Synagoge. Morgen. Acht Uhr.« Er öffnete die Wohnungstür und trat in den Flur hinaus. Der junge Offizier folgte ihm lächelnd.

»Das dürfen sie nicht. Wir werden es nicht zulassen.« Erika rannte zum Klavier.

Vater verriegelte die Wohnungstür. »Wir müssen unsere Sachen packen. Es gibt viel zu tun.« Er fasste meine Schwester bei den Schultern und führte sie ins Schlafzimmer. Meine Mutter war mit gesenktem Kopf am Klavier zusammengesunken. Ich setzte mich neben sie.

»Es tut mir so leid, Hanna, so schrecklich leid«, wiederholte sie immer wieder, als sei alles ihre Schuld. Ihr Kragen war nass von ihren Tränen, und als sie mich an sich zog, spürte ich, wie sie unter dem weichen Stoff ihres Morgenmantels zitterte. Ich machte mich von ihr los. Ich wollte ihre Verzweiflung nicht mit ansehen müssen, wollte, dass sie tapfer war.

»Ich gehe und packe meine Sachen«, sagte ich. Mutter stand auf und schlurfte in die Küche. Ich verschwand im Schlafzimmer.

Erika holte ihren Rucksack aus dem Schrank und stopfte ihre Wanderschuhe hinein. Sie nahm ihren

Strohhut aus der Schublade und warf ihn aufs Bett. Ich griff nach meinem Rucksack auf dem Fußboden, drehte ihn um und kippte den Inhalt auf meine Matratze: eine Taschenlampe, Verbandszeug, Medikamente, zusätzliche Unterwäsche, eine Packung Kräcker, eine Dose Sardinen. Eigentlich waren noch mehr Vorräte in meinem Rucksack gewesen, aber vor einigen Wochen hatten wir sie alle weggefressen, als wir bei einem Luftalarm im Keller ausharren mussten. Ich verstaute die Lebensmittel und Medikamente in einem Koffer und legte obenauf einen Stapel Blusen, einen Rock, Sandalen und drei Garnituren Unterwäsche. Wie sollten wir das Richtige mitnehmen, wo wir doch gar nicht wussten, wohin die Reise ging? Ich legte meine Haarbürste dazu, nahm sie wieder weg, steckte stattdessen ein Taschentuch ein, nahm den Rock wieder heraus und legte eine Zahnbürste hinein. Meine bodenlangen Kleider aus steifem Taft und zarter Seide, die ich immer beim Vorspielen in der Stadthalle trug, ließ ich auf den Bügeln im Schrank hängen und auch meine hochhackigen Schuhe und Seidenhandschuhe blieben in den mit feinem Papier ausgeschlagenen Schachteln zurück.

»Ich weiß, wir müssen praktisch denken«, sagte Erika, als sie ein blassgelbes Kleid aus dem Schrank holte und es über meinen Koffer legte, »aber du musst das mitnehmen. Es ist dein Lieblingskleid.«

Vor einigen Wochen hatte Mutter den Stoffballen vom Dachboden geholt und selbst die Bahnen zuge-

schnitten. Das Organzakleid war fertig, nur der Davidstern war noch nicht aufgenäht. Am kommenden Samstag wollte ich das Kleid auf dem Sommertanzfest unserer Jugendgruppe anziehen. Natürlich war es irgendwie lächerlich, im Ghetto zum Tanzen zu gehen, aber es war mein erster Tanzabend, und Michael Wollner hatte mich gefragt, ob ich ihn begleite. *Sollen die Nazis uns etwa auch noch das Tanzen verbieten?*, hatte Erika gefragt. Und damit hatte sie vollkommen recht. Sie steckten uns ins Ghetto und verriegelten die Tore, aber was wir hinter den düsteren Mauern anstellten, war ganz allein unsere Sache. Ich faltete das Kleid und legte es in den Koffer.

Der übrige Platz reichte gerade noch für mein gerahmtes Bild von Clara Schumann am Klavier und meine in Leder gebundene Sammlung ihrer frühen Kompositionen. Seit ich denken konnte, hatte ich in die Fußstapfen dieser berühmten Frau treten wollen. Mit acht Jahren hatte ich meine Eltern überredet, die Stadthalle von Debrecen für mein erstes öffentliches Debüt zu mieten, weil Clara dort mit acht Jahren ihren ersten Auftritt hatte. Mit elf spielte sie in Paris Chopin, also spielte ich Chopin im Goldmark-Saal. Mit achtzehn gab Clara in Wien vor ausverkauftem Haus Konzerte und wurde dafür hochgelobt. In zweieinhalb Jahren würde auch ich achtzehn sein.

Um zwei Uhr morgens – Erika und ich waren immer noch beim Packen – erschien Vater, eine Keksdose



Suzy Zail

## **Der Klang der Hoffnung**

Die Geschichte einer unmöglichen Liebe

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-15990-3

cbj

Erscheinungstermin: Januar 2015

»Achtet aufeinander und kommt wohlbehalten wieder nach Hause.« Das ist die letzte Bitte, die Hannas Vater an seine beiden Töchter und seine Frau richtet, als sie Mitte 1944 an der Rampe von Auschwitz voneinander getrennt werden. Für die 15-jährige Hanna, die als begabte Pianistin kurz vor der Aufnahme ins Konservatorium stand, sind diese Worte die letzte Verbindung zu ihrem alten Leben. Das und ihre Liebe zur Musik. Und diese Liebe bietet ihr nicht nur einen inneren Zufluchtsort, sondern auch die Chance zu überleben. Wird sie doch abkommandiert, regelmäßig im Haus des Kommandanten aufzuspielen.